

Jan-Christoph nüse

Vier Tage im Juni

Politthriller



Personen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Immer informiert

Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!

Facebook: @Gmeiner.Verlag Instagram: @gmeinerverlag Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet: www.gmeiner-verlag.de

© 2020 – Gmeiner-Verlag GmbH Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch Telefon 07575/2095-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2020

Lektorat: Sven Lang
Herstellung: Mirjam Hecht Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © ullstein bild – Heinz O. Jurisch Druck: GGP Media
GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-2768-8



Bedenkt, dass Fanatiker gefährlicher sind als Schurken. Einen Besessenen kann man niemals zur Vernunft bringen, einen Schurken wohl.

Voltaire (aus »Potpourri«, 1765)

Paul Dickopf Thomas Malgo

Alfons Deckert Karla Buchner Beckmann

personen

Chef Sicherungsgruppe Bonn (auch: »Schlossgespenst«)

Ermittlungen Staatsschutz, Sicherungsgruppe Bonn (auch: »Krümelmonster«)

Personenschutz, Sicherungsgruppe Bonn (auch: »schweigsamer Ritter«)

Chef-Sekretärin Sicherungsgruppe Bonn (auch: »Prinzessin«)

Pförtner Sicherungsgruppe Bonn (auch »Türdrachen«)

John F. »Jack« Kennedy³⁵. Präsident der USA

Ted Sorensen Berater und Redenschreiber von John F. Kennedy

James Weston Leiter United States Secret Service

7

Diane Leaton

Nadja Malgo Jakob Malgo Augustyn Nowak

Alina Nowak

Dolmetscherin, Deutsch-Amerikanerin

Ehefrau von Thomas Malgo

Sohn von Thomas und Nadja Malgo Jugendfreund von Thomas Malgo

Schwester von Augustyn Nowak

8

Kleine Chronologie

25. Juni 1950: Beginn des Korea-Krieges: Der kommunistische Norden will die Wiedervereinigung mit dem Süden militärisch erzwingen. Der Überfall löst in der Bundesrepublik Ängste aus. Befürchtet wird, dass die in Ostdeutschland stationierten sowjetischen Truppen West-Berlin einnehmen und nach Westdeutschland vorstoßen könnten.

5. Mai 1955: Zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges beenden die USA, Großbritannien und Frankreich das Besatzungsstatut. Die Bundesrepublik Deutschland wird wieder weitgehend souverän. Sie verpflichtet sich, eine

Armee aufzubauen.

Oktober 1955: Das Bundesministerium für Atomfragen wird gegründet. Erster Minister: Franz Josef Strauß. In der Kabinettsitzung am 20. Juli 1956 erklärt er: »Eine Nation, die heute nicht selbst Atomwaffen produziert, ist deklas- siert.« (Dokument s. Anhang)

19. Dezember 1956: Bundeskanzler Adenauer erklärt in der Kabinettsitzung, die Bundesrepublik sei bei einem Angriff der Sowjetunion nicht ausreichend geschützt. Denn es sei wahrscheinlich, dass die USA ihre Atomwaffen nur bei einem Angriff auf ihr eigenes Land einsetzen wür- den. Adenauer: »Es ist daher dringend erforderlich, dass

9

die Bundeswehr selbst Atomwaffen besitzt.« (Dokument s. Anhang)

Oktober 1962: Kuba-Krise. Die Welt steht am Rande eines Atomkrieges zwischen der Sowjetunion und den USA.

10

Juli 1963

prolog

»Wer unter Benutzung einer Waffe Alliierte Streitkräfte angreift, wird mit dem Tode bestraft oder mit einer Frei- heitsstrafe, für die kein Höchstmaß besteht.«

Verordnung Nr. 511 der Alliierten Kommandantur Ber- lin: Strafbare Handlungen gegen die Interessen der Besat- zung. Erlassen zu Berlin am 15. Oktober 1951. Aufgehoben am 14. März 1989.

Gut geölt ruhe sie tief unten im Luftschutzbunker. Zer- legt, aber jederzeit einsatzbereit, hieß es. Nun habe ich die Guillotine hier in Moabit gesehen. Zum ersten Mal, aus der Nähe, durch eine geöffnete Tür. Gestern Abend auf mei- nem Weg zu der verlorenen Seele. Nicht im Hof haben sie die Mordmaschine aufgebaut. Nein, das würde eine enorme Unruhe erzeugen. Den Flur vor dem Trockenraum neben der Heizung haben sie ausgewählt. Als ich vorbeigegangen bin, mischte sich der Geruch frischer Wäsche mit dem Gestank von Schmieröl.

Wie dieser Mensch die letzte Nacht seines Lebens ver- bringt? Ruhiger als ich, das ist gewiss. Drei Uhr ist es in der Früh, und kein Auge habe ich zugetan. Immerhin durfte ich als zuständiger

Seelsorger noch einmal einen Besuch machen. Zu einem ausführlichen Gespräch, wenige Stun-

11

den vor der Hinrichtung. Mir hatten sie den Beschluss der Alliierten Kommandantur gezeigt. Der verlorenen Seele nicht. Wenige Stunden des Lebens auf Erden bleiben noch. Aber dieser Mensch sprach von kaum etwas anderem als von seiner Hoffnung auf Begnadigung. Und ich, der ich um sein nahes Ende weiß, habe geschwiegen, wie von mir verlangt. Heiliger Michael, du mein starker himmlischer Kollege, der du mir schon so oft beigestanden hast. Bitte gib mir die nötige Kraft. Die Kraft, den Blick zu ertragen, auf dem Weg zur Guillotine.

12

1.

Montag, 10. Juni 1963. Washington, D. C., The White House. Knapp zwei Wochen vor dem Beginn der Europareise.

Der Präsident hatte Schmerzen. Das neue Medikament wirkte offenbar noch nicht. John F. Kennedy wippte in seinem gepolsterten Schaukelstuhl vor und zurück. Mit geschlossenen Augen. Ein Außenstehender würde auf die Idee kommen, einen entspannten Präsidenten vor sich zu haben. Könnte er allerdings die Linien seiner Stirn lesen, wüsste er, wie stark ihn sein Rückenleiden wirklich belastete.

Ted Sorensen, seit vielen Jahren Kennedys Redenschreiber und Berater, saß wie immer aufrecht und etwas steif im Sessel. Es war nicht der beste Moment für die übliche Nachbesprechung. Vor allem dann, wenn man der Überbringer schlechter Nachrichten war. Aber sie hatten es immer so gehalten, nach jeder großen Rede. Der Präsident hatte von Anfang an darauf bestanden. Auch der andere Mann im Oval Office wusste, dass John Fitzgerald Kennedy seit Beginn seiner politischen Karriere keine Rücksichtnahme auf Krankheiten wünschte. Robert Kennedy, Justizminister und wichtigster Berater seines Bruders, hatte sich auf dem Sofa ausgestreckt. Ted Sorensen beruhigte sich in solchen Momenten, indem er sich in Erinnerung rief, wie lange er schon für Kennedy dachte und schrieb. Sie arbeiteten zusammen, seit Kennedys politische Karriere begonnen hatte. Im Jahr 1953 war

13

das gewesen, als Kennedy Senator für Massachusetts werden wollte. Das war nun zehn Jahre her – in der Politik eine kleine Ewigkeit. Die Erinnerung an diese Anfangszeit war nicht verblasst. Im Gegenteil, sie war präsenter denn je, seit Kennedy

vor knapp drei Jahren zum Präsidenten gewählt worden war. Er dachte oft an diesen magischen Moment in seinem Leben, als ihm der Sohn eines der reichsten Männer Amerikas einen Arbeitsvertrag angeboten hatte. Ihm, dem jungen Anwalt aus dem ländlichen Nebraska. Damals ahnte noch niemand, dass John Fitzgerald Kennedy später tatsächlich Präsident werden würde. Sorensens Familie besaß traditionell eine enge Verbindung zur Politik. Sein Vater hatte ihn Theodore genannt, hatte ihm Präsident Roosevelts Vornamen gegeben. Ein Jahr später wurde Vater Sorensen als Justizminister vereidigt. In Nebraska, dem Staat der Maisbauern und Viehzüchter. Diese Amtszeit war allerdings längst Geschichte, als Ted sein Studium an der Universität von Lincoln als Jahrgangsbester abschloss. Damals war er vierundzwanzig Jahre alt. Er stand bei niemandem im Verdacht, enorme politische Erfahrung zu besitzen oder zu den begnadeten Strippenziehern in Washington zu zählen, immerhin mehr als tausend Meilen entfernt. Doch Kennedy, der politische Hoffnungsträger einer der mächtigsten Familien des Ostküsten-Adels, hatte ihn eingestellt und seine Entscheidung für diesen Hinterwäldler aus dem Mittleren Westen nie bereut. Ted Sorensen wusste das. So wie er wusste, dass viele in Washington seine Redeentwürfe für Kennedy beeindruckend fanden. Das galt vor allem für Kennedys Antrittsrede, im Januar vor zwei Jahren.

Sorensen nahm das Klemmbrett mit seinen Notizen in die Hand. Sie enthielten Stichworte zu den Ereignissen des Tages und die daraus formulierten Gedanken am Abend, über das politische Tagesgeschäft hinaus. Beides zusammen bildete

14

die Basis seines sicheren Urteils. Genau dieses Urteilsvermögen schätzte Kennedy an ihm.

»Mr President, einige Generäle habe ich nie so wütend erlebt. Sie halten Sie für einen Schwächling. Für einen Mann, der die Fähigkeit zum Erstschlag aufgibt. Und das ohne Not.«

John F. Kennedy wippte weiter in seinem Schaukelstuhl, seine Hände auf die ebenfalls gepolsterten Armlehnen gepresst. Er hatte die Augen geöffnet und versuchte, erstaunt zu erscheinen.

»Was habe ich denn gesagt, Ted? Worüber habe ich gesprochen? Eigentlich über Selbstverständlichkeiten, die jeder Schwachkopf erkennen kann. Weder die Russen noch wir würden einen Atomkrieg überleben. Und deswegen ist es doch wohl vernünftig, dass wir eine Zeit lang keine Bomben mehr testen und uns währenddessen mit den Russen an einen Tisch setzen. Wie vernünftige Leute es tun.«

Sorensen blätterte stumm in seinen Notizen.

Der Präsident wandte den Kopf und sah ihn auffordernd an.
»Ted, du bist mein Berater. Was ist los? Du hast mir gesagt, dass wir mit diesen Reaktionen rechnen müssen. Es sind doch nur ein paar alte Kerls in Uniform. Mit ein paar Sternen zu viel auf ihren Schulterstücken. Werden meine Wähler mich nicht besser verstehen?«

Sorensen steckte seinen Kugelschreiber ein. Bedächtig prüfte er, ob der Stift sich auch wirklich in der schwarzen Schutzhülle befand, die die Brusttasche seines Sakkos vor auslaufenden Farben schützte. Dann schaute er auf. »Mr President, es war richtig, zu sagen, was wir gesagt haben. Aber alle Hardliner unter den Generälen, genau die, die letztes Jahr noch Kuba bombardieren wollten, die wagen sich jetzt wieder vor. Sie sind noch wütender als damals. Manche von denen würden Sie am liebsten noch heute aus dem Amt jagen. Und vielleicht gibt es sogar einige, die noch weiter gehen würden.«

15

John F. Kennedy sah seinen Bruder an. »Bobby, du bist mein Justizminister. Der Herr über das FBI. Muss ich mir ernsthaft Sorgen machen? Habe ich heute Abend unseren

Vater am Telefon, der uns anbietet, eine kleine Armee böser Jungs nach Washington zu schicken? Zu meinem Schutz?«

Robert Kennedy grinste. »Wie zu Dads alten Zeiten, meinst du? Würde ihm vermutlich gefallen. Aber nein. Nur sollten wir vorerst keine weiteren Angriffsflächen mehr bieten.«

John F. Kennedy schüttelte energisch den Kopf. »Diesen Sturköpfen kann ich es doch ohnehin nicht recht machen. Ihr wisst es beide: Wir brauchen ein Abkommen mit den Russen. Und ich habe durch mein Angebot heute Morgen in der American Academy keinen Fußbreit amerikanischen Bodens aufgegeben.«

Robert Kennedy streckte sich auf dem Sofa aus und sah dabei Sorensen an. »Ted, lies diese verdammten Sätze noch mal vor. Laut und deutlich. Damit wir überlegen können, ob etwas falsch daran war.«

Ted Sorensen legte sein Klemmbrett aus der Hand und beugte sich zu dem niedrigen Tisch, auf dem die Meldungen der Nachrichtenagenturen lagen.

Robert Kennedy richtete sich so schnell auf, als hätte er sich auf eine Nadel gelegt, die im Sofa steckte. »Ted, verdammt noch mal. Warum liest du aus den Agenturen? Du bist doch Jacks Redenschreiber. Bist du nicht der Mann, der Jacks Rede weitergeführt hat, als er diese Schmerzattacke hatte? Der weitergelesen hat, aber von einem weißen Blatt Papier? Jack ...«,

er sah seinen Bruder an, »dieses verfluchte Manuskript. Es muss doch hier irgendwo liegen.«

John F. Kennedy zuckte mit den Achseln, schloss die Augen wieder und schaukelte weiter, mit deutlich glatteren

Stirnlinsen. Das Medikament wirkte langsam.

16

Ted Sorensen griff in die rechte Innentasche seines Sak- kos und holte vorsichtig einige gefaltete, dünne Blätter her- aus. Seine persönliche Durchschrift der Rede Kennedys am

Vormittag, vor der American Academy in Washington. »Stra- tegy of Peace«, der Titel der Rede, stand oben auf jedem Blatt. Sorensen stand auf. Reden hielt man im Stehen. So las man sie auch. »Um unseren guten Glauben und unsere ernst gemeinten Überzeugungen in dieser Hinsicht unter Beweis zu stellen, erkläre ich jetzt, dass die Vereinigten Staaten nicht beabsichtigen, Atomtests in der Atmosphäre durchzuführen, solange dies auch von anderen Staaten unterlassen wird. Ich hoffe, dass wir Abrüstung dadurch leichter erzielen können.« Er ließ das Manuskript sinken und setzte sich wieder. »Es ist genau das, was wir ausdrücken wollten. Unser Angebot an die Russen. Die Rede wird morgen in den wichtigen Zeitun- gen Moskaus abgedruckt werden. Da bin ich ganz sicher.«

Robert Kennedy stand nach wenigen Schritten direkt vor ihm und nahm ihm die Seiten aus der Hand. »Genau das, was wir sagen wollten? Ja? Soll ich euch mal etwas anderes sagen? Habt ihr Strategen vielleicht vergessen, welches Jahr wir schreiben?« Er deutete auf die bronzene Wanduhr mit der überdimensional großen Kalenderanzeige. Sie zeigte zwar nur die Tage des laufenden Monats, diente ihm aber regelmä- ßig als Beweis dafür, wie kurzlebig politische Erfolge waren. »Wir haben das Jahr 1963. Nur noch ein Jahr bis zu Jacks

Wiederwahl. Schon vergessen? Aber vielleicht erinnert ihr euch noch, wie knapp es das letzte Mal war. Kaum mehr als hunderttausend Stimmen vor Nixon. Vielleicht sollten wir langsam anfangen, uns mehr Freunde als Feinde zu machen.«

Der Präsident antwortete mit leiser Stimme, ohne sei- nen Bruder anzusehen. »Du hast ja recht, Bobby. Deswe- gen machen wir ja die Europareise. Deswegen fliege ich nach Irland, ins Land unserer Vorfahren. Wir wissen alle, wie wich-

17

tig für uns die Stimmen der Iren sind. Zum Papst nach Ita- lien dagegen wollte ich ohnehin. Aber natürlich ist es gut, wenn meine Katholiken die Bilder aus dem Petersdom sehen. Wir

dürfen wirklich nicht vergessen, dass jede Stimme zählt. Besonders beim nächsten Mal.«

Robert Kennedy konnte sich noch nicht beruhigen. »Okay, Jack, Irland ist ein Treffer. Aber da sind noch die Deutschen. Zu denen fährst du auch. Und die hast du noch nicht für dich gewonnen. Zumindest nicht Adenauers Leute. Denn die wissen, dass du erst gar nicht zu ihnen wolltest.«

Sorensen verspürte jetzt das Bedürfnis, seinem Präsidenten zur Hilfe zu kommen. Allerdings hatte auch er noch sehr gut in Erinnerung, wie reserviert die Deutschen in ihren ersten Telegrammen gewesen waren. »Sicher, Bundeskanzler

Adenauer ist wie ein Elefant. Aber er will, dass wir kommen. Es ist sein letzter großer Staatsbesuch, nur wenige Monate vor seinem Rücktritt als Bundeskanzler. Zudem hat er bisher stillgehalten und nichts darüber verlauten lassen, dass er uns drängen musste. Natürlich will er seinen Leuten den Eindruck vermitteln, wir hätten bei unserer Europareise zuerst an Deutschland gedacht. So, als wäre Bonn nicht nur unser erstes, sondern auch unser wichtigstes Reiseziel in Europa.«

John F. Kennedy sah seinen Bruder an. »Bobby, Ted hat recht. Woher sollten wir wissen, dass Ministerpräsident Fanfani unsere Besuchspläne ausplaudern würde? Und das ausgerechnet bei einem Dinner, bei dem der deutsche Botschafter anwesend war? Das war einfach Pech, nichts anderes. Dieser selbstverliebte Italiener hat natürlich bewusst unterschlagen, dass ich zum Papst fahre. Der Besuch bei ihm ist nichts mehr als pure Höflichkeit.«

Ted Sorensen rutschte auf seinem Sessel weiter nach vorn. Seit er aus der Rede zitiert hatte, empfand er die Stimmung im Oval Office als unangenehm. Bei einem Streit zwischen

18

den Brüdern geriet man besser nicht zwischen die Fronten. »Bobby, die Reise nach Deutschland wird uns Nutzen bringen. Wir haben große Reden und Pressekonferenzen geplant. Ein paar werden hoffentlich auch von den Amerikanern live zu sehen sein. Zumindest eine Zeit lang, solange der Satellit günstig steht und eine Übertragung zulässt. Bei einer Rede vor deutschen Gewerkschaftern werden sogar einige amerikanische Gewerkschaftsbosse dabei sein. Sie fliegen mit uns und werden in Berlin dabei sein. Wenn sie wieder zu Hause sind, können sie ihren Mitgliedern einiges erzählen.« Er ging zur Tür. Kurz bevor er bei dem großen Segelschiff auf dem Kaminsims angekommen war, drehte Sorensen sich noch einmal um. »Aber natürlich müssen wir auch weiterhin jederzeit mit Angriffen rechnen.«

Robert Kennedy sprang auf und hielt den Schaukelstuhl seines Bruders an der Rückenlehne fest. »Jack, was ist die beste Abwehr bei einem Angriff? Ein Gegenangriff. Zeig es denen

da draußen. All denen, die dich jetzt einen Feigling nennen. Biete den Russen die Stirn. Vor allem in Berlin! Selbst der französische Präsident hat einen Bogen um die Stadt gemacht, bei seinem Deutschlandbesuch letztes Jahr. Zeig unseren Leuten, dass wir es mit den Russen aufnehmen.« Er gab die Rückenlehne des Schaukelstuhls frei, kehrte zurück zu seinem Sofa, drehte sich aber erneut um. »Als Erstes musst du in Bonn Adenauer bearbeiten. Der alte Kerl muss endlich begreifen, dass wir seine Freunde bleiben. Auch wenn wir auf die bösen Russen zugehen. Adenauer und sein Verteidigungsminister müssen ihre verfluchten Pläne für die deutsche Atomwaffe fallen lassen. Endgültig. Also, Jack: Du musst die Deutschen überzeugen. Wir Amerikaner sind es, die Europa verteidigen. Auch mit Atomwaffen, wenn es sein muss. Auch West-Berlin.«

*

19

Am frühen Abend desselben Tages, Bad Godesberg.

Thomas Malgo hielt am Straßenrand, drehte sich zu seinem Sohn auf dem Beifahrersitz und wuschelte ihm liebevoll durch die Haare.

»Es war ein schöner Ausflug, mein Junge. Ich fahr den Wagen gleich in unsere Garage.« Er sah hoch zur Wohnung. »Vielleicht ist Mama noch unterwegs. Hast du deinen Haus-

schlüssel dabei?«

Jakob nickte.

»Gut, du armes Schlüsselkind. Wenn du oben bist, dann

bitte ausziehen. Vor der Tagesschau bist du im Bett.« Jakob deutete mit einer Kopfbewegung nach vorn. »Die

Frau da sieht aus wie Mama ...«

»Bitte lenk nicht ab.«

»Das ist wirklich Mama.«

Tatsächlich drängte sich gerade ein amerikanisches Cab-

rio in die Auffahrt vor ihnen. Knallrot, mit weißen Polstern – und Nadja auf dem Beifahrersitz. Sie beugte sich nach links und küsste den Fahrer auf die Wange.

Malgo gelang es nur mit Mühe, ruhig zu bleiben. Beobachten, du wirst erst mal nur beobachten, brüllte seine innere Stimme dem aufkommenden Gefühl entgegen, die Contenance zu verlieren.

Auch Jakob bewegte sich nicht. Aber nur, weil der Junge so verblüfft war. Das traf auf Malgo allerdings nicht zu.

»Sieh mich an, Jakob.« Es dauerte, bis sein Sohn zu ihm herübersah. »Deine Eltern sind nicht zerstritten, Jakob. Ich verspreche es dir. Mama geht gerne ins Kino, das weißt du, und ich habe eben nicht immer Zeit. Es gibt keinen Grund, sich Sorgen zu machen.«

Jakob saß noch immer vollkommen regungslos da. Malgo versuchte, die Schockstarre zu lösen.

20

»Nächsten Sonntag gehen wir beide wieder zum Fußball. Versprochen.«

Endlich lächelte der Junge, zumindest ein bisschen. Aber er schaute weiter nach vorn, beobachtete seine Mutter in ihrer engen Lederjacke, wie sie aus dem Cabrio stieg. Nadja winkte dem Fahrer zum Abschied, drehte sich um, ging die wenigen Schritte zurück, riss die Beifahrertür auf und zog Jakob nach draußen.

»Mein Junge, was um alles in der Welt hat dein Vater mit deinen Haaren gemacht?«

Jakob wand sich aus dem Griff seiner Mutter und folgte ihr zur Haustür.

Der Kerl im Cabrio sah Nadja hinterher, dann über seine linke Schulter und fädelt in den Verkehr ein. Für einen kurzen Augenblick konnte Malgo das Gesicht sehen. Zumindest im Profil. Er hatte den Eindruck, die Visage schon einmal gesehen zu haben. Er nahm sein Notizbuch aus dem Handschuhfach und notierte das Kennzeichen. In seiner Garage im Hinterhof stieg er aus, holte die Blechdose mit den vor Weihnachten geretteten Spekulatius aus dem Werkzeugschrank und setzte sich wieder in seinen Wagen. Das Halbdunkel passte gut zu dem Wintergebäck. Der Deckel der Dose hatte den warm-muffigen Garageruch zwar draußen gehalten. Aber warum die Spekulatius trotzdem austrockneten, würde vorerst ein ungelöstes Rätsel bleiben. Malgo schloss die Augen. Wie hatte es mit Nadja wieder so weit kommen können? Natürlich, noch immer war nicht jeder ihrer Wünsche erfüllbar. Ein Haus mit Garten oder zumindest ein kleines Feriendomizil in der Nähe der Ostsee, das war mit seinem Gehalt nicht drin. Zumindest noch nicht. Was aber wollte sie ihm mit diesem Kerl und seinem

Ami-Schlitten beweisen? Dass er nicht schnell genug vorankam im Job, nicht genug Ehrgeiz hatte? Wollte sie ihm,

21

wie damals in Würzburg, beweisen, wie groß ihre Chancen bei ihren Chefs waren als gut aussehende Krankenschwester? Sicher, es stand noch gar nicht fest, dass der Geldsack wieder ein Chefarzt war. Nach der Hochzeit hatten sie sich gemeinsam geschworen, gute Arbeit zu finden, schnell voranzukommen und dann gemeinsam das Leben zu genießen. Sie wollten die Notunterkünfte und die Einfach-Wohnungen der Anfangsjahre schnell aus dem Gedächtnis streichen. Erfolgreich neu beginnen, das wollten Anfang der Fünfziger doch alle, nicht nur die vertriebenen Deutschen aus dem Osten. Es war ja auch höchste Zeit, nach den ganzen Hungerjahren. War das nicht auch das, was ihm eigentlich immer Spaß bereitet hatte? Aufzubrechen, neue Wege zu gehen, sich mitreißen zu lassen? Wie von der amerikanischen Musik, die Nadja so gerne hörte und die die Radiosender der G. I.s spielten. Lieder, die es in Bonn nicht zu kaufen gab. Wie oft hatte er in den Plattengeschäften vergeblich danach gesucht.

Vielleicht lag es aber auch daran, dass er die Titel der Lieder oft nicht genau verstanden hatte. Wenn er ihr ab und zu eine neue Schallplatte mit nach Hause bringen konnte, zusammen mit Pralinen selbstverständlich, dann war das seine Art von kleiner Entschädigung. Eine Entschädigung dafür, dass sie oft auf ihn warten musste. Und die Chance, sie wieder lächeln zu sehen.